

Zum 250. Geburtstag Gotthold Ephraim Lessings : das Motto hiess "Aufklärung"

Autor(en): **Bonness, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **62 (1979)**

Heft 5

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412489>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Motto hiess: «Aufklärung»

Von Wilhelm Bonness

Humor, Ironie, Satire, Karrikatur, Grotteske waren von jeher scharfe Waffen. Sie haben tödliche Wirkung, wenn sie richtig geführt werden. Einer, der glänzend mit ihnen umgehen konnte, war Gotthold Ephraim Lessing. Beispiele dafür sind Fabeln, Sinngedichte, Lieder und Erzählungen. Mit ihnen kämpfte er für Bescheidenheit, Selbstgenügsamkeit, Charakterstärke, echten Stolz, Ehrlichkeit und Wahrheit und gegen geheucheltes Mitleid, Scheinheiligkeit, Phrasendrescherei, Gedankenlosigkeit, Ueberheblichkeit und leere Prahlucht. Es ist typisch für die deutsche Geistesgeschichte, dass die Lessing'schen Fabeln in Schul- und Lesebüchern wenig oder gar nicht vertreten und damit weniger bekannt als die Gellert'schen Fabeln sind. Nach seiner eigenen Aussage wollte Gellert auf die «mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens» wirken und lieber «mitleidige Tränen als freudiges Gelächter erregen». In dieser Welt zäher Moralisten und seufzender, frömmelnder und sentimentaler Bürgerlichkeit war Lessing nicht zu Hause. Ihm ging es nicht darum, auf die «Tränendrüsen» seiner Mitmenschen zu drücken. Er machte den Versuch, Menschen zur Selbstbesinnung, zur Vernunft, Kritik und zur geistigen Klarheit zu erziehen.

«In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenige Wahrheit zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören muss, schrieb Rabener, ein Zeitgenosse Lessings und meinte: «Deutschland ist nicht das Land, in welchem eine bessernde Satire es wagen dürfte, das Haupt mit der Freiheit emporzuheben, mit welcher sie gewohnt ist, die Laster und Torheiten der Menschen zu strafen.» Bessern wollte auch Lessing: Wege weisen, Wege bereiten — und vorangehen!

Jung war er, blieb er — auch noch als Fünfziger —, jung aber ist er auch, wenn man an seine Stellung in der «Deutschen Geistesgeschichte» denkt. Dieser deutsche Geist ist «bürgerlich», aber doch kühn, erkennt ge-

schichtliche Notwendigkeiten und übernimmt die ihm in der Zeit und über die Zeit hinaus gestellten Aufgaben. Die sich in Lessing darstellende Jugend ist schöpferisch, ja, revolutionär. Noch baumelt ihr der höfische Zopf am Rücken, aber er ist nicht mehr Symbol für Duckmäuserei, Kriecherei, für blinden Autoritätsglauben und höfische Speichelleckerei. Man sucht nach neuen Lebensformen, wächst über Abgelebtes und Ueberlebtes leerer Tradition hinaus, findet neue Kunstformen, befreit sich von altväterlicher Bevormundung und entzieht sich engherzigem Buchstabenchristentum.

Das Motto heisst «Aufklärung». Für Lessing ist das kein Schlagwort, vielmehr eine Losung zur Freiheit. Diesen verpflichtenden Sinn hat «Aufklärung» immer noch. Zopfigkeit und Muffigkeit gibt es nach wie vor, und Aufklärung bleibt und ist die Forderung nach dem Mitbestimmungsrecht in den grossen Fragen des Lebens und der Menschheit, ist Kampf gegen Vorrechte, Vorurteile und Dogmen, ist Revision des Staatsrechts, der Wirtschaftsgesetzgebung und Aufklärung wollte und will: Revision des erstarrten Gottesbegriffs und der Religion, ist Aufstand der menschlichen Vernunft und des gesunden Menschenverstands gegen Aberglauben und Irrationalismus. Ein neuer Menschentyp will sich die Lebensbedingungen und -möglichkeiten, die religiösen und geistig-kulturelle Atmosphäre schaffen, in der er existieren, sich und die Menschheit vorwärtsentwickeln kann.

In dieser Luft ist der junge Lessing herangewachsen: zwanzig Jahre vor Goethe, dreissig Jahre vor Schiller. Am 22. Januar 1729 wurde Lessing als Pfarrerssohn geboren. Schon vor Goethes Geburt geht Lessings (eines seiner ersten) Theaterstück, ein Lustspiel, «Der Junge Gelehrte», über die Bühne der Neuberin in Leipzig, jener deutschen Schauspielerin, die für das deutsche Theater einen mühevollen und wenig dankbaren Weg gegen-

gen ist. Sie befreite das Theater von dem bis dahin die Bühne beherrschenden «Hanswurst».

Es hat Gewicht und muss festgehalten werden: Als Goethe als Dramatiker an die Öffentlichkeit tritt, hat Lessing bereits sein reifstes Theaterstück «Minna von Barnhelm» und sein formstrenge «Emilia Galotti» vorgelegt und auch sein grosses kunstkritisches Hauptwerk «Laoköon» erscheinen lassen. Als Kant seine geistige «Kritik der reinen Vernunft» beendet hat, als Schiller mit seinen «Die Räuber» Erfolg hat, da hat Lessing im Alter von zweiundfünfzig Jahren gerade seine Augen für immer geschlossen. Die beiden «Grossen» des deutschen Geistes und der Dichtung riefen Lessing nach:

«Vormals im Leben ehrten wir dich als einen der Götter,

Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.»

Ein ungewöhnlich kluger Junge, von dem der Rektor der Meissner Klosterschule St. Afra sagte, er sei ein Pferd, das doppeltes Futter haben müsse: «...die Lektionen, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.»

Lessing ist Pfarrerssohn, einer der zahllosen «schwierigen», einer von denen, die ausbrechen: das «Sorgenkind» seiner Eltern, die voller Enttäuschung in der frommen Pfarrei den Lebensweg dieses «Abtrünnigen» verfolgen. Schnell kehrt er der Theologie den Rücken, lässt sich als Medizinstudent einschreiben und studiert doch alles andere als Medizin. In den Augen seiner Eltern ist er ein verbummelter Student, der heimlich vor seinen Gläubigern die Universitätsstadt verlassen muss und in Berlin «untertaucht». Dennoch ist alles an Lessing erarbeitet, mit Mühe und Schweiss erkaufte Frucht und Ernte eigenen Suchens nach neuen Wegen, von denen Aussenstehende nie wissen, wohin sie den jungen Menschen führen. Der Rektor der Thomasschule in Leipzig, Johann Friedrich Fischer, erinnert sich: «Wie ich von Koburg hierher auf die Universität kam, da zog ich mit einem zusammen, der schon seit Jahren da war: guter Leute Kind — ein Predigersohn aus der Lausitz... Was hatte Gott dem Menschen für Gaben gegeben! was konnte der für Griechisch und Latein... Aber er hatte

auch so einen Hang! Er hatte vorher schon viel Deutsch gelesen; nun gewöhnte er sich auch Deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse... Er war mein bester Freund... aber ich zog von ihm, ich konnt's nicht mit ansehen. Er fing sogar an Komödien zu schreiben... der Kerl hiess — Lessing.»

Dieser «Kerl» ist seinen Studienkollegen und Zeitgenossen unheimlich und bewunderungswürdig zugleich. Er will seine «eigenen Gedanken mitteilen» und ist bestrebt, «sie allezeit von der Vernunft und von den Beispielen alter und neuer Meister» zu unterstützen, wie er bekennt. Er zitiert den spanischen Gelehrten Johann Huart: «Er ist kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurteilt und treibt alles auf seine besondere Art, er entdeckt alle seine Gedanken frei und ist sich selbst sein eigener Führer.» Damit hat sich Lessing weithin treffend selber charakterisiert. Aus dem Dreigespann, dem Literaten Nicolai, Moses Mendelssohn und Lessing, lobt der erste dessen feurige Einbildungskraft und seinen Scharfsinn und sagt, dass sie damals alle drei in der Blüte ihrer Jahre «voll Wahrheitsliebe und Eifer» und von «unbefangenen Geiste» gewesen seien und keine andere Absicht gehabt hätten, «als wissenschaftliche Ideen aller Art» in sich zu entwickeln.

Bei aller Liebe zu seinen Eltern, schreibt Lessing ihnen, dass die Bücher ihn wohl gelehrt, «aber nimmermehr zu einem Menschen» gemacht hätten. Der Zwanzigjährige teilt seiner Mutter mit: «Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken, Nutzen genug!» —

Lessing begeistert sich für Logau, den Dichter des 30jährigen Krieges, er macht Lichtenberg bekannt, bricht eine Lanze für Rousseau und entdeckt in der Auseinandersetzung mit ihm das grosse Werdegesetz der Kulturen: «Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst bis er diesen erreicht hat, und solange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts in der Welt eines immerwährenden Wachstums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich

grösseren Geschwindigkeit wieder abnehmen soll als er gestiegen war.» Lessing kehrt sich ab von der «hohlen französischen Tragödie», setzt sich beschwörend für Shakespeare ein, der damals kaum bekannt und keineswegs anerkannt war: «Nach dem Oedipus des Sophokles muss in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet», schreibt er und ist wegweisend für den jungen Goethe, der sich an den Vollnaturen Shakespearescher Menschen inspirierte und begeisterte. So arbeitet Lessing: klar, logisch, kurz, ungekünstelt, will nicht blenden, sondern klären, nicht einschläfern, sondern wecken! Das gilt für den Journalisten an der «Vossischen Zeitung», die 1751 gegründet wurde, das gilt von dem Kritiker, der schriftstellerische Machwerke abwürgt, das gilt von dem jungen Mann, der sozusagen spielend und im Vorbeigehen seinen «Doktor» an der Universität zu Wittenberg macht, das trifft für den «Gouvernementssekretär» bei dem Kommandanten der Festung Breslau zu, das ändert sich nicht, wenn man an den Vierzigjährigen denkt, der die Wolfsbütteler Bibliothek des Erbprinzen von Braunschweig betreut oder ob man den Lessing meint, der sich mit dem freigeistigen Professor Reimarus identifiziert, dessen Nachlass veröffentlicht und damit theologische Auseinander-

setzungen heraufbeschwört, die er schliesslich mit seinem «Nathan der Weise» beantwortet, der im Mai 1779 beendet wurde. Der «Nathan» war Lessings letztes Wort an seine Zeitgenossen. Ein Leiden zehrte seine Kräfte auf. Das häusliche Glück war von kurzer Dauer gewesen. Nach jahrelangem Warten hatte er die Witwe seines hamburgischen Freundes König geheiratet. Doch vierzehn Tage nach der Geburt des nur einen Tag lebenden Sohnes starb sie im Januar 1778: «Alles, was Herz an ihm war, hatte dieser Frau gehört», urteilte Elise Reimarus, die Tochter des in Hamburg gestorbenen Reimarus. Es kamen einsame Tage. Doch dankbare, ihn verehrende Freunde kamen: Mathias Claudius und Voss in Wandsbek seien genannt. —

Am 15. Februar 1781 starb Lessing. Unter einer Tanne auf dem Magnikirchhof in Braunschweig liess der Herzog Lessing begraben. Herder schrieb: «Viele Stellen in deinen Büchern werden, solange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er geschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch wie du, der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und hässlich vorkäme; überzeugt, dass sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde.»

Mehr Verständnis, bitteschön!

ps. Pünktlich mit der Wiederkehr der meteorologischen Voraussetzungen kreierte auch die Reiseveranstalter wieder ihre farbigen Offerten in Katalog-Format und verhalfen durch wohlfeiles Anbieten von Pauschalpaketen den bundesrepublikanischen Jedermanns wenigstens für die «kostbaren Wochen des Jahres» zu einer Ortsveränderung.

«Alle Welt reist ... Wo waren Sie in diesem Sommer? heisst es von Oktober bis Weihnachten — wohin werden Sie sich im Sommer wenden? lautet es von Weihnachten bis Ostern; viele Menschen betrachten elf Monate des Jahres nur als eine Vorbereitung auf den zwölften, nur als die Leiter, die auf die Höhe des Daseins führt.» — Das ist keine Feststellung eines Frei-

zeit-Soziologen unserer Tage, das schrieb Theodor Fontane vor hundert Jahren. Und just jener Dichter deutscher Zunge bestätigt die Tatsache, der man auch heute noch den Gültigkeitsstempel aufdrücken kann, nämlich, «dass um dieses Zwölftel willen gelebt, gedacht und gedarbt wird, bis es der Juli schliesslich wieder einbringt».

Die Urlaubsreise, in der herkömmlich-amtsschimmeligen Definition bezeichnet als «zeitlich begrenzter Ortswechsel von Personen, Familien oder Gruppen, denen es vornehmlich um Musse, Vergnügen und Bildung geht» hat einen festen Platz in unserer Wohlstandsskala eingenommen.

Die «weisse Industrie» hat es geschafft, die Urlaubsreise in den Rang